

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 233 (1954)

Artikel: Die freien Walser in Graubünden
Autor: Meng, J.U.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die freien Walser in Graubünden

von J. U. Meng - Photos von D. Furter, Phot., Davos

II. Teil

5. Siedlungsweise und Nutzungsverhältnisse

Wenn man die Orts-, Flur- und Bergnamen als Zeugen kulturgeschichtlicher Vorgänge anspricht, wird es nicht schwer fallen auf Grund der Nomenklatur sowohl das von den Romanen erschlossene und bewirtschaftete Land wie auch den walserschen Siedlungsanteil in den verschiedenen Talschaften Graubündens herauszufinden. Das romanische Rodungswerk hatte wohl ein Jahrtausend früher begonnen und dehnte sich auf einen Teil der Talböden, auf die Schwemmgelände der Wildbäche, die sonnigen, untern und mittleren Hanglagen und Bergterrassen aus und reichte mancherorts bis hinauf in die Wald- und Alpenregion. Was noch übrig blieb, das waren die abgelegenen Hochtäler mit den unermesslichen Urwäldern, ein Niemandsland, das von den Grundherren den deutschen Einwanderern aus den bereits angeführten Gründen willig überlassen wurde. Mit diesen „Wildenen“ mußten sich die Walser zu Beginn ihres Kolonisationswerkes begnügen. Dabei traten sie vor harte Aufgaben. Mit Feuer und Axt schlugen sie in der Folge die ausgedehnten Breschen in die Bergwälder. Die zahlreichen deutschen Rodungsnamen wie: Im Brand, in den Bränd, im Brandwald, Bräntastude, Gangen, im Gsang, Schwendi, im Gschwend, in de Stöck, Küti, Sunnegi u. a. m. legen ein bereich-

Zeugnis vom unermüdlichen Fleiß und der Ausdauer der „herkommen Lüth“ ab. In diesen alpinen Waldrodungen entstanden im 13. und 14. Jahrhundert die zahlreichen Einzelhöfe, die in einem bestimmten Umkreis zusammen eine lockere Siedlungsgemeinde bildeten. So bestand die ausgedehnte Davoser Niederlassung nach der Überlieferung aus 12 Höfen, die ohne Zweifel in der weitläufigen Landschaft weit auseinander lagen. Ähnlich lagen die Siedlungsverhältnisse in Schlappin, in St. Antönien und im abgelegenen Stürvis hinterm Bilan. Dort können wohl mehr als ein Duzend „Hofstätten“ auf die verschiedenen Alpweiden und rings herum in den inzwischen entstandenen Schutzwäldern verteilt, mühelos festgestellt werden. Die vom Rasen, von Gebüsch und Wald vielfach überwachsenen Mauerreste standen einst inmitten einer abgegrenzten Liegenschaft, nach Art der alemannischen Hofriedungen im Appenzellerland und im Toggenburg. Das lockere Siedlungsbild war also vom enggeschlossenen Dorf der Romanen grundverschieden.

Der Walser lebte das ganze Jahr über mit seinem Viehbestand auf seinem Hofe, wenn er nicht weiter bergwärts eigenes oder genossenschaftliches Weideland für die Sommerung der Viehhabe benützen konnte. Diese gemeinsame Nutzungsart der Alpweiden scheinen die Walser aus ihrer Urheimat herüber gebracht zu haben. Die Walser im Aversal nutzten und verwalteten bis



Die Tässeln (Alprechtshölzer) einer kleinern Averser Alp, die laut Haupttassel (rechts) insgesamt 28 Kuhrechte hat. Der Besitz der einzelnen Alpgenossen ist nach ganzen (Querstrich), halben (Längsstrich) und viertels (Kreis) Kuhrechten auf den übrigen Tässeln aufgezeichnet. Die Initialen oder das Hauszeichen des Besitzers stehen meist auf der Rückseite. Alprechtshölzer sind eine Walsereigentümlichkeit. In Graubünden nur im Avers, in Langwies und in St. Antönien nachweisbar.

(Klischee aus Weiß, Alpweisen Graub. Eug. Rentsch Verlag, Erlenbach Zch.)

in die jüngste Vergangenheit ihre Genossenschaftsalpen in ähnlicher Weise, wie es bei den Wallisern in den verschiedenen Tälern des Noten heute noch der Fall ist. (Vergl. J. N. Stoffel: „Das Hochtal Avers“.) Die Genossenschaftsalpen im ganzen Aversstal waren „grymt“, d. h. nach Kuhweiderechten geschäft und auf die verschiedenen Genossenschaftler wohl nach ursprünglichen Arbeitsleistungen verteilt. Der Besitzstand der Alpgenossen wurde durch sogen. „Alptäfla“ ausgewiesen. Das sind hölzerne Stäbchen, die auf der einen Seite die Initialen oder den ganzen Namen des Besitzers, sowie das Hauszeichen und auf der Gegenseite die Anzahl seiner Kuhweidrechte mit dem Messer eingekerbt tragen. Jeder Querschnitt aus einer solchen Täfel bedeutete ein Kuhweidrecht, ein kürzerer Einschnitt $\frac{1}{2}$, ein „Mond“ $\frac{1}{4}$, ein Halbmund $\frac{1}{8}$ und ein „Pied“ an der Holzante $\frac{1}{16}$. Der Obmann der Alpgenossenschaft hatte die „Haupttäfla“ in Verwahrung. Dieser hölzerne Beleg war bedeutend größer als die Stäbchen der Genossenschaftler. Auf der Haupttäfla war die Anzahl der Weidrechte der ganzen Alp eingeschnitten. Diese hölzernen Grundbriefe als Belege für bestehende Alprechte hatten die Averser Kolonisten einst aus ihrer Stammheimat mitgebracht, wo in ähnlichem Sinne auch „Wassertäfel“ als Anteilsrechte an einer Zuleitung für die Glurbewässerung bis auf den heutigen Tag noch angewendet werden.

Bei der Alpladung mußten die Täfel vorgewiesen werden. Die Kuhweiderechte wurden auch umgerechnet. Für eine Kuh konnten ein Ochse oder zwei Kühe, vier Kälber oder sechs Ziegen aufgetrieben werden. Auch in andern Walsergebieten scheinen diese Alptäfel verwendet worden zu sein. Man nannte sie auch „Scheiten“, was die Bezeichnung für Holztäfelchen bedeutet. So wird das Anmelden des Sommerungsviehs für die Alpen in einzelnen Prättigauergemeinden heute noch mit „Scheita zühe“ bezeichnet.

In einigen andern Walsergebieten haben sich diese genossenschaftlichen Alprechte in der Weise erhalten, daß die aufgetriebene Herde täglich durch einen gemeinsamen Hirten beaufsichtigt wird. Die Tiere kehren abends aber in die Ställe, die am Rand der Alpweiden errichtet wurden und Eigentum der Genossenschaftler sind, zurück. Diese besorgen die Tiere selbst und verarbeiten auch den Milchsertrag im eigenen Betrieb. Manches wird sich im Laufe der Jahrhunderte auch in Walsergebieten in wirtschaftlicher Hinsicht geändert haben, manche der ursprünglichen Eigenarten der walserischen Wirtschaftsverhältnisse, der Wohnkultur und der Arbeitsmethoden haben sich aber im ganzen Walsergebiet er-



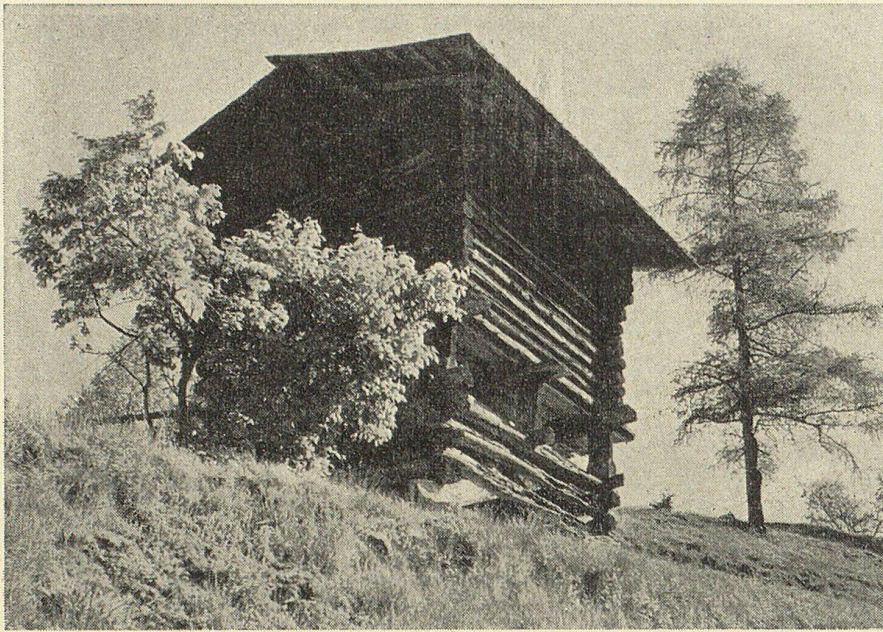
Ardüs, der letzte alte Walserhof am alten Zügenweg in Davos-Glaris. Im Winter fallen zu beiden Seiten des Hofes Lawinen, sodaß die Kinder an gefährlichen Tagen der Schule fern bleiben müssen

halten, sodaß es auch heute noch leicht ist, die typisch walserische Struktur in Siedlung und Bauformen zu erkennen und von der romanischen zu unterscheiden.

Im allgemeinen war der Walser auf sich selbst angewiesen, wenn es galt Wege, Brunnen und Häge zu erstellen und zu unterhalten, den Bauenen und den Kühen Gehalt zu tun. Das schloß allerdings nicht aus, daß sich Nachbarn zusammentaten, um einander bei bestimmten Verrichtungen auszuweichen. Beim Hausbau betrachteten es die herkommen Lüth als eine selbstverständliche Angelegenheit, dem Bauherr mit Arbeitsleistungen die Last zu verkleinern. Im Wort „Ehretagwen“ kommt diese freiwillige, nachbarliche Hilfeleistung zum Ausdruck und hatte einen ganz andern Sinn als das „Fronen“ der Hörigen für ihre Herren.

Trotz alledem war die Walsergemeinde, wo sich eine solche aus einer Kolonie entwickelte, ein viel lockeres Gebilde als jene der Romanen, die aus der markgenossenschaftlichen Organisation heraus gewachsen war. Für die Walsergemeinde fehlte diese wichtige Voraussetzung, es mangelte ihr vor allem der gemeinsame Besitz an Wald, Wun und Weide. Der ausgedehnte Waldbestand in Graubünden ist heute noch zu 80 % im Besitz der Gemeinden und nur ein Fünftel der gesamten Waldfläche ist Eigentum von Genossenschaften und Privatpersonen.

Alle diese besondern Umstände in der Eigenart der Wohnverhältnisse, in der geographischen Lage und der Ausdehnung der Siedlungsräume der Walserkolonien waren wohl schuld daran, daß aus all den vielen Niederlassungen sich nur wenige zu größeren Gemeinwesen wie Davos, Arosa und Bals zu entwickeln vermochten. Und auch bei diesen Dörfern waren es nicht die



Ein typischer Heustadel nach Walser-Bauart in Davos-Monstein

besondern Verhältnisse der einstigen Einwanderer, die die Entwicklung dieser größeren und bedeutsamen Gemeinden verursachten.

4. Existenzbedingungen und Abwanderung

Die Walser waren schon in ihrer Stammheimat als Gebirgsbewohner nach unseren heutigen Begriffen fast ausschließlich Viehzüchter und im besondern Alpler. Der Ackerbau kam für sie in nur ganz wenigen Siedlungsgebieten der neuen Heimat zu etwelcher Bedeutung. Als Züchter für Schmal- und Großvieh bei ausgedehntem Alpbefitz und entsprechender Sommerungsgelegenheit ergab sich eine gewisse Überproduktion an Erzeugnissen aus der Viehhaltung. Andererseits fehlten ihnen wichtige Nahrungsmittel und die notwendigsten Waren für den täglichen Gebrauch. So mußten Getreide oder Mehl, Bodenfrüchte, Dörrobst und Leinen von auswärts eingeführt werden. Daraus ergab sich automatisch für die Kolonisten die Notwendigkeit, zu verkaufen und wieder zu kaufen, oder man tauschte Vieh, Fleisch, Volkereivaren, Felle, Häute, Wolle und Harz gegen alle notwendigen Güter ein. Dadurch kamen die Kolonisten mit der Außenwelt in Berührung. Ein lebendiges Beispiel der ursprünglichen, walserischen Wirtschaftsweise hat sich in der Walseriedlung von Avers bis zum Anfang unseres Jahrhunderts erhalten. Sie verkauften auf den Talmärkten am Hinterrhein und im Oberhalbstein ihre überschüssigen Tierbestände. Sie trieben solche auch über die hohen Gebirgspässe Forcellina, Septimer, Duan und Prastignola in die südlichen Nachbarländer, um sie dort abzusetzen. Im Tal der Maira und besonders in Glesse (Chiavenna) deckten sie sich mit Reis, Mehl, Polenta, Kastanien, Salz und Gewürzen ein. Gelegentlich kam wohl auch eine Trinfetta mit Gebranntem dazu. Diese Bedarfsartikel trugen die starken

ausdauernden Männer den 12 bis 14 Stunden weiten Weg auf steilem, holperigen Pfad in ihre Bergheimat herüber. J. R. Stoffel erzählt im erwähnten Buch, wie die Nachkommen jener Averser noch vor einem halben Jahrhundert sich größtenteils mit Lebensmitteln aus dem Bergell und der Gegend von Chiavenna eindeckten. Dabei beluden sie sich mit Lasten von mindestens 80 Pfund. Diese Einkäufe wiederholten sich mehrere Male im Jahr. Die Träger schreckten auch vor der Winterrückkehr und vor den Schneemassen nicht zurück. Ein solcher Botengang nahm mindestens 3 Tage in Anspruch.

In einer ganz ähnlichen Weise haben die Stürviser, Balzeiner sowie die Schanfiggerwalsen mit den Bewohnern des Rheintals ihren Tauschhandel getrieben. Auch von den Davosern weiß man, daß sie besonders mit

dem Unterengadin einen sehr regen Verkehr unterhielten.

Bei derartig schweren Verkehrsverhältnissen und dauernder Abgeschlossenheit war es den Walsen nicht zu verargen, wenn sie schon bald nach ihrer Ansiedlung, ihre Existenzschwierigkeiten erkennend, darnach trachteten, in tiefern Lagen neue Heimstätten zu finden. Die Freizügigkeit kam ihnen dabei zu Hilfe. So kam es, daß, nachdem die Siedlungstätigkeit im 15. Jahrhundert bereits ihren Höhepunkt erreicht hatte, die Abwanderung aus verschiedenen Hochtälern einsetzte. Dieser Zug nach der Tiefe kam besonders im Prättigau zur Auswirkung. Die Schlappiner-Walser siedelten z. B. nach Klosters um, vom Furerberg und ab Danusa zogen einzelne Gruppen ins Balzeinertal und andere über das Bergjoch Stams auf die sonnigen Bergterrassen von Sars, Baltana und Salein. Aus einer Urkunde vom Jahr 1521 geht hervor, daß eine Anzahl Stürviser Walser zu jener Zeit bereits auf den Höfen „Montzwick“ am Batscherinerberg und zu Rosels oberhalb Malienfeld „hausähnlich“ geworden waren. Es waren die Kolonisten Thüring und Burkhart Enderli, Jakob, Ulrich und Konrad Muckner, Bartholome Nigg und Thomas Senti, die ihre Weiden und Alprechte in der „Wildt“ Stürvis und auf Nes liegend, der Stadtgemeinde Malienfeld gegen das dortige Bürgerrecht eintauschten. Andere Stürviser verzogen sich nach dem Weiler Muck, heute Gusch, wieder andere ließen sich in den Dörfern des Vorderprättigaus und der Herrschaft nieder.

Während dem 16. und 17. Jahrhundert traten die Pest und andere seuchenartige Krankheiten in Bünden wiederholt und außerordentlich heftig auf. Das hatte einen sehr starken Bevölkerungsrückgang zur Folge. Einzelne Dörfer verloren durch Pestilenz einen Drittel bis zur Hälfte ihrer Einwohner. Es fehlte in der Folge an Arbeitskräften, um die Güter in der

üblichen Weise zu bewirtschaften. Der Boden sank im Wert. Dadurch bot sich den Walsern günstige Gelegenheit, ihre Abwanderungsabsichten zu verwirklichen.

Während im Rheinwald, im Avers und zu Davos die Abwanderung in benachbarte romanische Gebiete als Folge der Pest weniger augenfällig wurde, erhielten vor allem die Prättigauer Gemeinden aus den walserischen Nachbarschaften starken Zuzug. Dieser Zuwachs war so intensiv, daß zu Anfang des 16. Jahrhunderts die romanische Bevölkerung von der walserischen Kultur, Wesensart und Sprache förmlich infiltriert wurde. Nur so ist es denkbar, daß das Romanische innerhalb eines halben Jahrhunderts, d. h. von 1500 bis 1550, durch das walserische Idiom verdrängt werden konnte. Geschichtsschreiber Ulrich Campell berichtet in seiner Topographie, daß um 1530 nur noch in den beiden Ortschaften Seewis und Serneus romanisch gesprochen wurde, während sonst in der ganzen Talschaft der Davoser Dialekt, also die Walser Sprache verbreitet war. Auch diese starke sprachliche Beeinflussung ist auf die regere Betriebsamkeit und die Ausdauer der herkommen Lüt zurück zu führen. Es kam deshalb nicht von ungefähr, daß die Walser Sprache bei der Germanisierung des Prättigaus an Stelle des früheren Romanisch trat und sich in der Folgezeit bei der Gesamtbevölkerung zur eigentlichen Muttersprache durchsetzte.

Eine Ausnahme in dieser Richtung machten einzig die ins Rheintal abgewanderten Walser aus Stürvis. Sie fanden dort die deutsche Sprache schon allgemein verbreitet und verwurzelt, sodaß ihr eigener abweichender Dialekt im Verkehr mit den Rheintalern in wenigen Generationen ausgelöscht wurde.

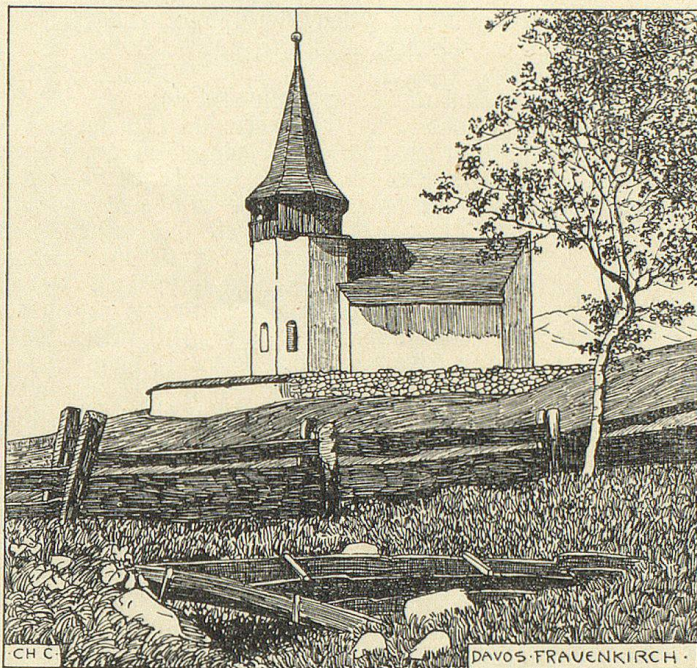
Es muß in diesem Zusammenhang hervorgehoben werden, daß abgesehen von diesem Einzelfall, die Gründung und das Bestehen der Walserkolonien in Graubünden für die Germanisierung ausschlaggebend waren.

Der Sprachenwechsel hätte durch die Zuwanderung des deutschen Adels und der deutschen Herrschaften allein, wohl niemals eine derart grundlegende sprachliche Umwälzung zur Folge haben können.

Zur Illustration der Walser Sprache wollen wir nachfolgend auf Grund einiger Sprachproben zeigen, daß trotz der innigen Verwandtschaft der einzelnen Mundarten in den verschiedenen Walsergebieten, merkliche Unterschiede bestehen. Wir greifen dabei bloß die sprachlichen Vertreter der ursprünglichen Einwanderergruppen bzw. deren Nachfahren heraus.

Geben wir das Wort dem Aoner Joh. Rudolf Stoffel:

Va da wilta Lütli erzelt ma hüt noch allerhand. Amol haig as wirts Wybelti da Egreschter d Gais ghüet. Am Morget sys cho, haig scha im Jäarch dert z Handa gno, der ganz Tagg ghüet und scha am Dobet in der Durnig gfergget. Im Herbst hälga ma d Egreschter au äppas z Boun gä wella und häiga ma as routs Rockli gschent. Dua häigs gsäit: „Ich schöins, routs Wybelti, jest da Egreschter nüma d Gais hüeta.“ Va Stund aa häigs schi nüma zäichet.



Zum genau gleichen Thema erzählt Herr Bed vom Friesenberg in seiner Mundart:

„Früh-ler seian bi unsch vil Wildmannli gsi. Schi heien da Lüt au vil gholsa und ma hei schi rächt gära gha. A so as wilds Mannli sei au cho und hei de Lüt z Beh ghüet. As sei aber ganz nackts gsi. Dua heian d'Lüt gemeint, as sei ma zchald un hei'ma wella as Häs gä. Aber s'Mannli hei gseid: 'Wilde Ma Chleid nid lida cha' und sei furtganga.“

Aus Dr. Jörgers „Urchigi Lüt“ sei folgende Kostprobe im Walser Dialekt angeführt:

„Uf d'Zetschi ist der Kann-Alles in dr Chilcha Vorsinger gsi und hed d'Ordala gschlaga. Wenn de schi dri, uber achzjährlig Mannli, dr Kann-Alles, dr Peter, Zuni, Hannes und dr Heilig Nagel mit enandera d's Miferi gfunge heind, de heds de na Battig khä. Das hed tönt, besser as wenn eina es steihäts, lärchinds Britt zersaget. Und g'orgalat het dr Kann-Alles de anderst as die jetziga Ordalaschlager, wa macha: Chumi nit hüt, se chumi mora, jetz a Zo und de a Zo, daß-ma derbi l'näpft.“

Hören wir noch wie der frühere Kurvereinsdirektor Hans Balär die Sage von der Einwanderung und von der Entstehung des Davoser Namens in seiner Dischmaer Mundart trefflich wiedergibt: (Aus Arnold Büchli, Sagen aus Graubünden):

Davos!

Vor bald sibenhundert Jahre si emal dr Fryheer Walter va Baz im Belfort duffna, wa im ghörd hed, uf dr Jagd gsi, dr Albula naa. Dert hei er noch es anders groß Wasser gseh chon us eren gruusige Schluocht usser – das wee äbe ds Landwasser gsi – und hei gebelchd, das chomm emal nid uf eimal us dem leide Loch, da mööds den au no Wäld drhinder sy. Duo hei er zun e

par schynen Jeger gseid, schi sollen däm Wasser naaha, su wyt as sch chönne, bis dert, was asee, und de brichte, was sch gsehn heije.

Zerscht heijen sch unbarmhärzig ztuon und glyde gha, über leid Tschuggä und Töbel und gruufigi Rufenä zgraglen und dür Gstrüpp und Studä zhräuchen und dür uraltä Wald. Duo aber na vil Stunden heijen sch es lieblis Tal funde mit prächtige Wisen und grüüne Matten uf beede Syte van däm Wasser, mid wille Tier. Überall sije luschtig Bäch ab den Bärge apper chon, und zletscht sijen sch an en hübschä, großä See cho, chlar wie es Aug, und Fisch drin gra gnuog.

Voll Freude sijen sch widrum zrug und heijen ürjen Heer ni gnuog erzelle chönne van der herrlichen Landschaft, wa sch am Afang van däm Wasser funden heien. Wie er de greged hei, wa den das ätta sy, heien sch läbhand mit dr Hand gezeichnet und uf romanisch gseid: „Dovous, davous.“ was äben uf guot tüütsch „dahinten“ oder, wie wier säge, „der hinna dinna“ heist.

Dr Bazer Heer hed duo zwölf frei Walserfamiljä in das Tal ufgeschickt und zuo ne gseid, schi sollen dert blybeb und huse und e nüwi Heimet mache. Wen sch rächt tüdse, su sollen sch es au rächt ha. Das hein sch den au geta, mit Glyß und in Ehre gschaffed und gläbt, Wald gschlagen und Land erbunnen und Drnig gha mid enanderen, und drum hein sch eschi au über den Heer nid zchlage gha. Däm hein sch all Jahr Fisch und Chäs und Schmalz an denusgmachete Zys bhä. Schi hei tüütsch gredt, aber ürje nüwer Heimat ischt dr romanisch Namme „Davos“ blibe, und das heist also ätta su vil as am End var Wäld, wa d Fügsch und d Hasä enanren guot Nacht säge.

„Und da hüßd keis Zittre für ds Friere“, hed Hans us Dischmaa gseid, „we wr deheimed si, su si wr halt dert hinna dinna, und we wr i d Frömdä chomme, su si wr van dert hinna usser, wir Zavaaser“.

Der Vollständigkeit zu liebe fügen wir noch eine Walliser Mundartprobe aus dem Röttschental als Abschluß unseres sprachlichen Exkurses an. Dr. Stebler bringt in seiner Monographie „Am Röttschberg“ nachstehende köstliche Probe vom „Gori“ der zum ersten mal sein Bild im Spiegel sah:

„Gestr han i z'Ganpel in dr Wirtschaft de leidst Mänsch gsehn, wa ich nuch im mim ganzn Läben gsehn han. Där we den leida gnuäg g'sin für än Zifel, wennr Hore hettli khäbet.“

Es ließe sich über das Sprachgut der Walser noch sehr viel Interessantes anführen, worauf wir im Rahmen der vorstehenden Arbeit leider verzichten müssen, wollen es aber nicht unterlassen, noch einmal auf das prächtige Heimatbuch „Das Hochtal von Avers“ von Joh. Rud. Stoffel, das nach jeder Hinsicht eine wahre Fundgrube zum Thema „Die Walser in Graubünden“ darstellt, hinzuweisen.

6. Brauchtum und Sagenwelt

Es ist leicht verständlich, daß in den abgelegenen Walserfiedlungen alte Sitten und Gebräuche sich konservierten und der Nachwelt in einer reichen Fülle erhalten blieben. Obwohl das Leben dieser biedern Alpler sich in sehr einfachen Bahnen bewegte, gab es aber auch bei

ihnen Höhepunkte sowohl im Familien- wie auch im Gemeinschaftsleben. Für alle möglichen Anlässe gab es alte Gepflogenheiten und daneben entstanden neue Bräuche, die im Laufe der Zeit aber auch wieder alt und herkömmlich wurden. Sie waren mit ungeschriebenen Satzungen zu vergleichen, die die Menschen zwanglos anerkannten und aus Ehrfurcht und Freude vor dem Überlieferten streng beachteten.

In Walsergebieten hört man oft das Wort „Hengert“ oder wie in Avers „Haingart“. Es drückt das gesellige Zusammensein von erwachsenen Burschen und Mädchen aus. Der Bursche, der seine Auserwählte abends aufsucht geht „z'Hengert“. Wenn zwei oder mehrere Personen vor einem Hause auf dem Feierabendbänklein zusammen sitzen, die Tagesereignisse besprechen oder Neuigkeiten verhandeln, haben sie einen „Hengert“, und der Vorübergehende spricht sie statt mit einem Gruß mit den Worten: „Haider ä guota Hengert?“ an.

Die Verlobung oder das Versprechen sowie die Hochzeit richten sich in den walserischen Dorfschaften auch heute noch nach altherkömmlichem Brauch. Verlobte und Eheleute hatten sich in früheren Zeiten an diese streng beobachteten Gepflogenheiten zu halten. Das Landbuch von Avers enthält eine ganze Reihe Bestimmungen, die das Verhalten von Verlobten und Verheirateten betreffen. Diese Satzungen sind nichts anderes als die gesetzliche Verankerung allgemein anerkannter Bräuche aus noch älterer Zeit. Wir lesen darin:

„Wann Ihrer zwey einander zur Ehe nehmen, so ist es geordnet, das solche Personen auf das Lengste in einem halben Jahr solent mit einander zur Kirchen und strafen gehen, wie es den Eheleuten zusteht. Wan sie aber nit tuet, so solen se zwey Cronen Buos dem Landt verfallen sein ohne alle gnad.“

Wer vor dem Kirchgang mit einander Verschlag hielten, die sind 10 Gulden bus dem Land verfallen. Welche einander zum dritten oder näher in der fründschaft sind (im dritten Grad verwandt) sollen nicht zusammen sich verheuraten, und wenn sie sich miteinander verelichten sollent sie doch für kein Ehe erkannt werden und soll nicht zugelassen werden, das sie mit einandern hausten, ja und sollent noch darzu zweyhundert gulden bus dem land verfallen sein.“

Die Zeit vor der Hochzeit verschaffte beiden, der Spusa (Braut) wie dem Spüslig (Bräutigam) viel Arbeit und unzählige Verrichtungen, die unumgänglich waren und streng beachtet werden mußten. Es war in den meisten Familien gute Sitte, daß die Braut das Garn zur Leinwand der Aussteuer selbst spinnen und diese selbst weben und verarbeiten mußte. Es war auch Brauch, daß sie ihrem Auserwählten das „Spüslig-hemd“ also das Hemd für den Hochzeitstag anfertigt. So kam es, daß die Spusa während ihrer Brautzeit kaum aus dem Hause trat. Und man sagte, eine rechte Spusa dürfe während dieser nie außer der Dachtraufe sich zeigen.

Der Spüslig hatte alles Notwendige für den Hochzeitstag an Speisen und Getränk, ferner die Spielleute für den Tanz zu besorgen. In vielen Fällen war es notwendig, den ganzen Bedarf für das Fest aus dem Tal herauf zu tragen. In der sehr ansprechenden No-

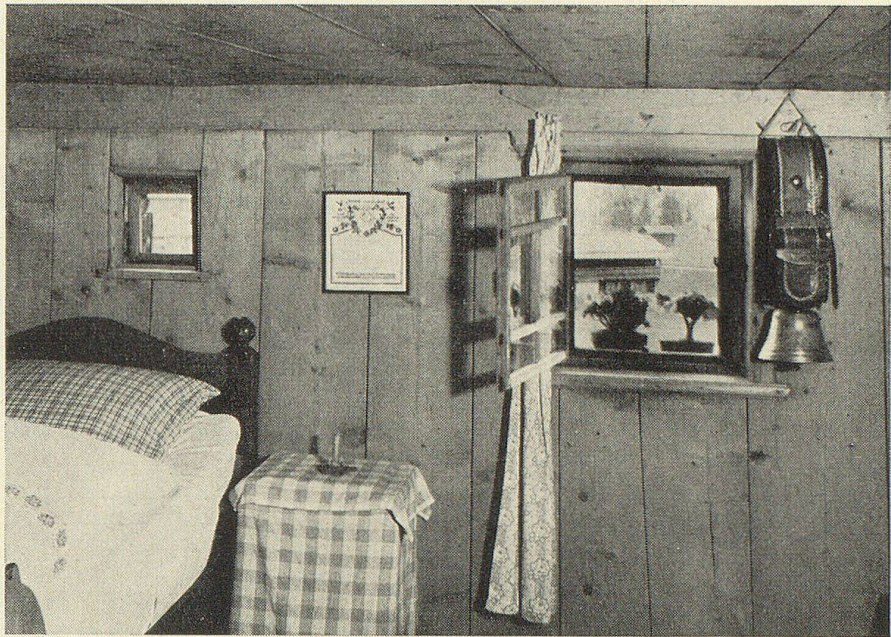
velle „Elly und Döswald“, das letzte Brautpaar der Walseriedlung Stürvis, wird erzählt, wie der Bräutigam am Vortag zur Hochzeit auf dem tief verschneiten Weg von Malienfeld über den Bergsattel von einem furchterlichen Schneesturm überrascht wird, wie er mit der schweren Last auf dem Rücken an einem Felsblock erschöpft niedersinkt und erfriert, während auf der andern Seite des Felsens seine ihm entgegengeeilte Braut den nämlichen Tod erleidet.

Die Hochzeit war nicht bloß für die Brautleute und deren Angehörige ein hohes Fest. An diesem beteiligte sich die ganze Dorfjugend. Zu Ehren des Brautpaares schossen die Burschen mit Pistolen oder Gewehren. Das Hochzeitsmahl wurde, da vielerorts keine Wirtschaften vorhanden waren, im Hause der Epusa verabsolgt.

Zog die junge Frau nach der Hochzeit in das Haus des Ehemannes, so erhielt sie von den Eltern nebst der üblichen Ausstattung noch eine Kuh, die sogenannte „Epusachue“ als Morgengabe mit.

Auch bei einer Kindstaupe oder bei einem Todesfall wurden die überlieferten Bräuche genau beachtet. Wenn in Avers eine Person so schwer erkrankt war, daß man mit ihrem baldigen Ableben rechnen mußte, wurde der „Seelenbalgga“ in der Krankstube geöffnet. In der gestrickten Holzwand des Schlafzimmers hatte man schon beim Bau an einer Stelle nur wenig unter der Holzdecke, einen vierkantigen Balken von etwa 20 auf 25 Zentimeter im Geviert herausgeschnitten. In gewöhnlichen Zeiten war diese fensterartige Öffnung mit einem Schiebebrett verschlossen. In der Sterbestunde wurde dieses verstoßen, daß die Öffnung zum Teil oder ganz frei wurde, damit die Seele des Sterbenden auf ihrem Weg ins Jenseits kein Hindernis fand. Auch in andern walserischen Talschaften z. B. Davos, in Hintervalzeina, ferner in den Walseriedlungen Sags, Balzana und Salein kann der Seelenbalggen an den meisten Holzhäusern einwandfrei festgestellt werden. Es handelt sich dabei um Gebäude aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Andernorts wurden, wenn der Leichnam aus der Totenkammer getragen wurde, die Fenster weit geöffnet. Diese Gepflogenheit hatte ursprünglich wohl den gleichen Sinn, wie er im „Seelenbalggen“ zum Ausdruck kam.

Auch die jährlich wiederkehrenden Arbeiten in Haus, Stall, Feld und Wald und auf den Alpen waren von bestimmten Bräuchen begleitet. Es würde aber zu weit führen, in diesem Zusammenhang auf die zahlreichen überlieferten Sitten und Arbeitsmethoden, denen ganz bestimmte Gebräuchlichkeiten zu Grunde lagen, näher einzutreten.



Schlafzimmer im Haus zur Lusi in Davos-Frauenkirch. Über dem Bett befindet sich der „Seelenbalgga“, der nur bei einem Todesfall geöffnet wurde, um das Entschweben der Seele in die Ewigkeit zu erleichtern

In einem gewissen Zusammenhang mit dem Brauchtum stand auch die Einstellung der Siedler zu mythischen Wesen. Die deutschsprachigen Bündner Hochtälern weisen besonders eine reiche und vielgestaltige Sagenwelt auf. Das Element ist unzweifelhaft deutsches Gut. Die rätschen Sagen sind zwar nicht einfach aus dem Norden übertragen. Sie zeichnen sich vielfach durch eine besondere Eigenart, man könnte sagen durch Anpassung an die Verhältnisse an das neue Erdreich, in dem sie nun stecken, aus. Die Sagengebilde des rätschen Hochlandes haben dadurch ihre örtliche Färbung erhalten.

Die Walser glaubten fest an das Vorkommen sagenhafter Ureinwohner der Wälder und Alpen. Besonders hervortretend waren für sie Wildmannli und Jänggen. Dieses rätsche Sagenvolk ist zu vergleichen mit den Zwergen der nordischen Länder. Wie dort waren auch hier Riesen und Zwerge, jene halb menschlich, halb dämonischen Wesen, die als die Ureinwohner der rauhen Alpenwelt vor den vordringenden Menschen in die Eindrücken, in Schluchten und Bäumen des Gebirges sich zurück zogen.

Georg Lutz, der Verfasser von „Rätschen Alpen sagen“, verschafft von diesen Sagen gestalten in wenigen Worten ein sehr anschauliches Bild: „Die Wildmännchen der rätschen Sage waren ein zwerghaftes Geschlecht, aber von großer Kraft, Gewandtheit und von rauher Natur. Man mag sich, um ein ungefähres Bild von ihnen zu erhalten, einen Zwerg vorstellen mit gedrungenem Körper und harten Gesichtszügen, die aussehen, wie aus rissiger Tannennrinde geschnitten. Sie liefen, wie die Sage erzählt, im Sommer halb oder ganz nackt umher. Im Winter bekleideten sie sich mit

Tannenflechten oder Tierfellen. Übrigens war ihre abgehärtete Haut zum größten Teil mit Haaren bewachsen. Sie galten als unvergleichliche Läufer und Kletterer und übertrafen darin die kühnsten Gamsjäger. Sie kletterten an den Felsen empor wie die Gamsen. Oft schlepften die „Wybelti“ noch ihre Kinder mit, die sie mit den eigenen Haupthaaren sich auf den Rücken oder an die Hüften gebunden hatten. Es ist erstaunlich, wie viele intime und charakteristische Züge sich über das Wesen und Treiben dieser Sagengestalten erhalten haben. Dabei tritt die geheimnisvolle, dämonische Seite der Sängernatur vielfach in Erscheinung. Diese halbwillden Wesen in menschlicher, halbverkümmelter Gestalt besaßen eine besondere Gabe wilde Tiere, wie Gamsen, Füchse und Wölfe zu zähmen und sich dienstbar zu machen. Aus der Gamsenmilch machten sie Käselein. Die süße „Schotte“ verwandelten sie in flüssiges Gold. Von ihnen lernten die Sennen das „Süßkäsen“, d. h. die Milch zu Käse zu verarbeiten, ohne sie wie früher vorerst sauer werden zu lassen. So stellten sie sich oft hilfsbereit in den Dienst der Menschen, hüteten deren Herden, betreuten die Kinder und erwiesen sich durch allerlei kleine Dienste als dienstbare Geister. Wo diese zwerghaften Wesen auf menschliche Güte stießen, erzeugten sie sich voll Dankbarkeit. Umgekehrt war ihnen aber nichts widerwärtiger als Undankbarkeit. Wo sie durch neidhafte, übelwollende Menschen zu Schaden kamen oder von solchen verlacht und verspottet wurden, verschwanden sie für alle Zeiten. Wir begegnen hier dem gleichen Zug, der von den Zwergen im Haslital in Gedichtform berichtet. Manchmal wurden sie von den Seuten eingefangen, um sie in ihre Gewalt zu bekommen. So wurde irgendwo in einer Wildnis so ein Wildmannli mit Branntwein überlistet, daß es in seinem Käselein mit Leichtigkeit konnte gefaßt werden. Nüchtern geworden, bat es flehentlich um seine Freiheit. Man versprach ihm diese unter der Bedingung, daß es der versammelten Gemeinde ein Geheimnis preisgebe oder zum Mindesten einen guten Rat erteilen werde. Der Gnom trat darauf ein, stieg seiner Fesseln entledigt auf einen nahen Felsstein und rief mit kräftiger Stimme: „Bim schöna Wetter nüm's Schöppli mit, bim leiden chast ja tue, wie d'mit.“ Dann schwang er sein Rappchen und machte sich eilends davon in seine Wildnis.

In den zahlreichen Sagen der bündnerischen Alpenwelt spiegelt sich das Fühlen und Denken ihrer Bewohner seit urdenklicher Zeit. Die Einstellung zu Gut und Böse findet in der vielgestaltigen Sagenwelt sichtbaren Niederschlag.

Der reiche, hartherzige Senn, der auf seiner ertragreichen Alp die Ruhe des Futterreichtums wegen 3–4 mal täglich melken muß, der aber sein Mütterlein im Tale unten darben läßt, der ihm bei einem Besuch auf dem Berg verdorbene Milch vorsetzt und es mit harten Worten aus der Hütte jagt, dieser pflichtvergessene Sohn, der andererseits seine Geliebte festlich empfängt, indem er in verschwenderischem Übermut aus goldgelben Käseleiben einen Plattenweg durch den Schmutz des Stafels legt, wird vom furchtbaren Fluch der verstoßenen und verzweiferten Mutter ereilt. Ein schreckliches Unwetter bricht los. Der Berg stürzt ein und begräbt den Senn mit seiner Geliebten, mit Hütte und

Herde und verwandelt die einst liebliche Alp in ein schreckliches Trümmersfeld, auf dem kein Gräslein, kein Blümlein je wieder Wurzel zu fassen vermag. Der stolze Besitz ist zur sagenhaften „Totalp“ geworden.

Der frevelhafte Hirte, der aus Habgier und Unermüdlichkeit die einzige Ruh eines Bäuerleins, die Heerfuh der Herde, am Steilhang in teuflischer Absicht über den Felsen in den Tod treibt, entzieht sich durch die Flucht aus dem Lande der verdienten Strafe. Nach seinem Tode aber kehrte seine verworfene Seele auf die Alp zurück. Sie findet dort keine Ruhe. Vor jedem Wetterumschlag ist der „Wildschühler“ dazu verdammt, in stürmischer Nacht das einst gestürzte Tier unter unsäglichen Mühen am Schellenband zur Absturzstelle empor zu ziehen. Und jedesmal, wenn er mit seiner schweren Last oben anlangt, entgleitet sie ihm von neuem, wobei der geisternde Hirte furchtbare Verwünschungen ausstößt, vergebens um Hilfe ruft und mit seiner unmenschlichen Stimme den Frieden der Alp stört und jede Kreatur erschreckt.

Ein übermütiger Senn auf einer Alp und seine Gehilfen wickeln und stopfen aus alten Lumpen eine lebensgroße Puppe. Sie treiben mit diesem leblosen Ding ein frevelhaftes Spiel. Sie füttern es mit Mus, Mehl und Butter. Nicht genug damit, in frivoler Weise taufen die Leichtsinnigen das Hurdweib in den drei höchsten Namen, worauf es plötzlich lebendig wird und sich mit seinem teuflischen Wesen an seinen Peinigern zu rächen sucht. Der Meistersenn muß am Tag der Alpentladung zum Aufräumen der Hütte zurückbleiben. Wie seine Kameraden aber auf dem Heimweg ihre Blicke nochmals zurückwenden, erblicken sie auf dem Hüttendach ausgebreitet eine helle Fläche. Beim nähern Zusehen erkennen sie darin die Haut des Sennen, die das, durch menschliche Verirrung geschaffene, diabolische Wesen dem Unglücklichen bei lebendigem Leibe ausgezogen hatte.

Aus dem vom Bergwind aufgewühlten Alpensee taucht ein schrecklicher Drache auf. Das Untier kriecht pusternd und schnaubend an das sonnige Ufer und späht nach einem Opfer aus. Hirte und Herde, vom Schrecken erstarrt, erkennen die drohende Gefahr und wagen sich nicht zu rühren.

Ein gräßlicher Eindwurm entsteigt einem Bergseelein, wälzt sich durch die Tobelrinne in die Tiefe, dem ausgebrochenen Wildbach gleich, um unten im Tal in den Fluten des Flusses unterzutauchen und zu verschwinden.

Der von blinder Jagdleidenschaft verführte Jäger, der nie ohne Beute heimkehrt, erreicht nach waghalsigen Klettereien das friedliche Gamsentälchen, wo die Gattiere im Schutze des Berggeistes grasen. Dieser stellt den Schützen und treibt ihn drohend aus seinem Revier. Wenige Tage darauf macht sich der Jäger wieder nach dem Banngebiet auf, obwohl er dem Berggeist versprochen hatte, dieses zu meiden. Wieder erkennt er in verführerischer Nähe eine Anzahl äsender Gamsen. Schon hält er die Waffe im Anschlag. Da wird er mit eisernem Griff am Nacken gefaßt. Mit lauten Verwünschungen schleudert ihn der erzürnte Berggeist in die Tiefe, wo ihn seine Angehörigen mit zerstückelten Gliedern tot auffinden.

Die zahlreichen Töbel und Schluchten des bündnerischen Alpenlandes sind auch die „Heimstätten“ des Totenvolkes und der Nachtschar. In schreckenerregender Prozession wallt die nächtliche Schar zum nächsten Kirchhof, durchstreift Wiesen und Felder und kehrt nach Mitternacht in die verrufene Töbelwelt zurück.

Die Gestalten der heidnischen Sagen erscheinen uns im allgemeinen mannigfaltiger aber weniger diabolisch als jene der christlichen Zeit. Dort sind es zwerghafte, halb kindliche Wesen, Waldfrauen, Jäggen, Elfen aber auch Riesen. Sie suchen menschliche Gesellschaft, und suchen sich in ihrer Art nützlich zu machen. Im Spätmittelalter erscheinen die sagenhaften Wesen als das Böse in Person von Hexen, Geistern und Teufeln.

Eine furchtbare Verblendung und Verirrung ergreift alle Schichten der Völker. Geben wir zu diesem Thema einem unbekannten Verfasser das Wort. Dieser schrieb vor gut 200 Jahren in walserischer Mundart des Vorderprättigaus hierüber:

„Bam Hägawäsa

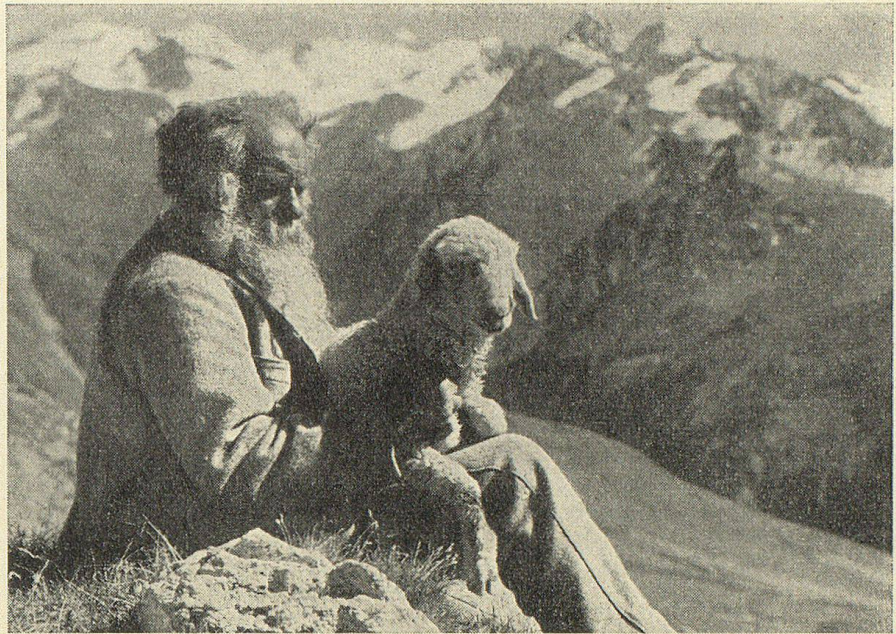
Schwarzzi Pletter häts ggy under da Grichtsprofilol in da Johr 1652–1660. D'hoor sim-mer z'Bärg gstanda, woni an alti Grischft under d'Hend überchu ha, die mi Uruehni vor Zyte usgsetzt und mier, sym Pfuuch-Enakli überluh hät. In dr Grischft heist's, as sepend in dasälbnä Johr in dri Brättigär Gricht (Prättigauer Gerichtsgemeinden) a guat Teil über hundert Persuna gfoltarat, gmartarat, geköpft und verbrennt worda, wil si Häga und Hägameister sy hend sölla.

Sind aswo amol ama Morgend zwei Hopt Bäh in äiner Chötti ghangat, hat aswo a Suu d'Gäarli erbissa, a Höpli nit frässa wella, ist au suß ima Hus etzhas Ugrads los gsy, wia zum Bispyl hetti a Chind nid gsuga, wer ais vom Toggi (Alpdrücken) ploget wo de, würty an Anders ds Ugfallenda überchu hab, sa-n ist ds gmai Volch in syner Zümni um a Ursach nia in Verlägahet gsy“, etc.

Wir schlagen nun diese dunkeln Blätter der walserischen Sagenwelt um, ohne behaupten zu wollen, damit die Volksseele der einst eingewanderten herkommen Lüth ergründet zu haben.

7. Walserische Familiennamen.

Wenn man die Bürgerregister der walserischen Ortschaften durchgeht, so fällt einem auf, daß die Familiennamen ausschließlich deutsch sind. Es ist ferner auffallend, daß der größte Teil dieser Geschlechtsnamen von Vor- oder Taufnamen hergeleitet wurden; daneben treten auch Berufs- und Herkommensnamen auf. Jedes



Der gute Hirte, ein urchiger Walser-Typ

Walserthal hat bestimmte Vertreter, die andernorts selten auftreten.

J. R. Stoffel hat in seinem Heimatbuch versucht, die Herkunft der Averser Geschlechter in deren Urheimat im Wallis ausfindig zu machen. Er hat dabei die Feststellung gemacht, daß die meisten dieser Averser Familiennamen auch im Tale der Rhone weiter leben. So begegnete er den Heinz in Brig, wo sie Heinzen und auch Henzen heißen. Die Jäger stammen aus Turmann, die Wolf aus Außerbinn, die Hermann von Albinen, die Refler von Chandolin. Die Rüedi scheinen von Rüden im Vispertal, die Füm aus Fumey, die Jos aus Naters zu stammen. Die Stoffel sind ein sehr verbreitetes Geschlecht in Visperterminen.

In der nachfolgenden Zusammenstellung führen wir eine Reihe Walsergeschlechter in alphabetischer Reihenfolge ohne Rücksicht auf das heutige Vorkommen an:

Allemann, Ambühl, Ammann, Arbüser, Anhorn; Badrutt, Bandli, Beck, Boner, Branger, Brosi, Belz, Berry, Bebi, Burger, Berni;

Danuser, Dicht, Däscher; Ehrhard, Enderlin, Engli, Engel, Egli; Glüsch, Glury, Zuchs; Zümni, Zinschi; Gansner, Gadmer, Garimann, Gredig, Graß, Guhler, Gruber, Gasser;

Hartmann, Heldstab, Hermann, Heinz, Hasler, Hold, His, Heim, Hanny, Henni, Hunger, Hosig, Hofang; Jäger, Jeger, Jegen, Jenny, Jehli, Joos, Jörger, Jann, Jost, Juon;

Kasper, Klas, Kuoni, Kind, Kindtschi, Künzli, Klucker, Refler, Kunfermann;

Ladner, Lendi, Lötcher, Lütcher, Lörtcher, Lorez, Luch; Marti, Mathis, Mengelt, Meng, Menn, Mani, Mattli, Müßner;

X
X
X

Amman

Fuchs

Hartman

Nagel, Nigg, Niggli, Plattner;

Döwäld;

Riner, Koffler, Aufner, Roth, Niedi, Rüedi, Niederer;
Salzgeber, Sutter, Stifler, Strub, Stoffel, Casier,
Simmen, Schrofer;

Tanner, Tester, Thöny, Dönz, Tönz, Täscher;

Valär, Bonwald;

Walser, Wehrli, Wunderli, Wolf, Willi;

Zinsli, Zippert.

(Alle jene Familiennamen, bei denen in Bezug auf das Herkommen ein Zweifel besteht, wurden in vorstehender Zusammenstellung weggelassen.)

In der Zusammenstellung der vorarlbergischen und liechtensteinischen Walsernamen von Dr. Karl Sonntag sind folgende zu lesen:

Allmann, Ammann, Beck, Bernhard, Bertsch, Bärtsch, Boner, Brunner, Brunold, Burger, Bürkli, Denz, Dönz, Dönig, Dünser, Glischel, Gric, Fuchs, Ganzenbein, Ganzer, Gasser, Bühler, Dürr, Thürer, Jenny, Jörg, Jöös, Kappeler, Kaufmann, Kefler, Kien, Koch, Konzett, Ladner, Lorez, Lorenz, Märk, Matt, Mezler, Michel, Niggisch, Plattner, Rauch, Salzgeber, Schmid, Schwarz, Straub, Süder, Sutter, Täscher, Tanner, Thöni, Wachter, Walser, Winkler, Wolf.

Dabei ist auffallend, daß besonders zwischen den vorarlbergischen und prättigauischen Geschlechtsnamen eine gewisse Übereinstimmung besteht, was wohl auch auf das gemeinsame Herkommen schließen läßt.

Schlusswort

Es war den Romanen, die zur Zeit der Einwanderung der herkommen Lüt die rätschen Taler bevölkerten, durchaus nicht zu verargen, daß sie die deutschen Siedler als einen bevorzugten Fremdkörper in ihren Tälern betrachteten. Die „herkommen Lüt, die da fry oder Walser sind und in den wilden höhinen sitzend“ verstanden es, durch Ausdauer, Genügsamkeit, durch zielbewusstes Streben in wirtschaftlichen und politischen Dingen, durch Anpassung und Betriebsamkeit, die romanische Bevölkerung vorteilhaft zu beeinflussen. Es ist deshalb nicht zu leugnen, daß die erfolgte Blutauffrischung, die durch die Zuwanderung und durch die Ausbreitung der Walser in Bünden eintrat, die folgende demokratische Entwicklung mit dem Niedergang des Grundherrentums und der Entstehung der selbständigen Gerichtsgemeinden und der Bünden außerordentlich stark beeinflusste. So war es möglich, daß aus den zwei grundverschiedenen Elementen, Romanisch und Deutsch, sich doch ein geschlossenes Volksganzes entwickelte. Und heute wird niemand behaupten wollen, daß Deutsche und Romanen im Bündnerland sich nicht verstehen, oder, daß sie gar gegen einander unverträglich wären. Es zeigt sich auch in diesem Fall, daß trotz Rassenverschiedenheit, Volksstämme und Völker durch gleiche Lebensziele verbunden und durch gemeinsame Kämpfe und Nöte verkettet zur nationalen Einheit verwachsen, wenn Recht und Vernunft sie leiten.

Es Glöggli rüest

Dur's Dörfli tönt es Gloggeglüt
am frühe Sunntigmorge scho.
Es lüütet allne fromme Lüt:
„I d'Chile cho! I d'Chile cho!“

En heitre Tag voll Sunnesch -
und 's Glöggli lüütet silberklar
vergnüegt dur alli Gasse y:
„Zum Troualtar! Zum Troualtar!“

En schwere Arbeitstag isch z'And,
en Tag voll Chummer, Leid und Gschtrütt.
Jetz lüütet's allne müede Händ:
„'s isch gnueg für hüt! 's isch gnueg für hüt!“

Und z'Nacht da ghödris schrill und hell
verzwyflet 's Dörfli y und us.
Mys Glöggli, säag, was isch? Verzell!
„'s isch Züür im Hus! 's isch Züür im Hus!“

Chli schöpöter rüest's voll Herzeleid.
Wasch isch, mys liebi Glöggli, gscheh? -
En Sarg wird grad zum Friedhof freid:
„Uf Widerseh! Uf Widerseh!“

Waldemar Wiederkehr.

Wie chönnt mers schöne ha!

's het jedes sini Zähler,
du hesh ond i ha's au;
mer nennts gad bi ämm selber
mit ehne nüd so gnau!

Bom Splitter ond vom Balke
gets ganz e ernschtligs Wort;
seh paßt, wönds ehrlech säge,
frisch a-me jede-n-Drt!

Hütt sett mers topplet lerne
denand z'verträage, gell;
seh wär för ali Mensche
e ganz e großes Gsell!

Ond grad seh isch-es ebe
wo d'Welt is Glend bringt.
wil das im Chli ond Große
halt äfach nümme g'lingt!

's ischt schandbar, nüd zom Säge,
wer recht tenkt, stoost si dra -
Neh „z'lieb“ denand as „z'lääb tue,
wiä chönnt mers schöne ha!

Frieda Tobler, Schmid